

6. Ausblick – Bildung für die postmigrantische Gesellschaft

6.1 Das transtopische Sprachlabor der postmigrantischen Gesellschaft

Ein verantwortungsvoller gesellschaftlicher Umgang mit der Ressource Migration erfordert ein Umdenken.

Es ist eine Verschwendung transkultureller und -nationaler Ressourcen, wenn Kenntnisse und Fähigkeiten von Mehrheimischen, aber auch Lebensstile, Kleidungspraxen und Gewohnheiten marginalisiert und zu Defiziten umgedeutet werden. Die postmigrantische Gesellschaft kann empirisch nicht mehr zwischen dem Eigenen und dem Fremden unterscheiden, da sie selbst von Pluralität und Diversität gekennzeichnet ist. Diese Unterscheidung nimmt sie nur noch normativ vor. Damit wird nach dem Wert von Ressourcen unter einem normativen Maßstab gefragt. Diese Herangehensweise führt zur Marginalisierung und nach und nach zu einem Verlust dieser Ressourcen. Eine einmal abgelegte Familiensprache, wie bei Inci, kann nicht wieder reaktiviert werden, sie ist für die nächsten Generationen und auch die Gesellschaft verloren.

Niemand der Interviewten verwendete in den Interviews den Begriff des Migranten oder der Migrantin und niemand sprach von Migration, obwohl alle Interviewten unzweifelhaft migriert sind. Warum sprechen die Interviewten nicht von Migration? Warum bezeichnen sie sich nicht als Migrant_innen?

Die Interviewten schilderten ihre Gründe für ihren Umzug. Das waren Familienvereinigung beziehungsweise Ehegatten- oder Familiennachzug oder bei denjenigen, die allein kamen, der Wunsch, in einer bestimmten Region zu arbeiten, wie etwa in Flandern. Das Migrationsereignis selbst ist also kein Grund und kein eigenes Ziel. Nicht die Überschreitung der Grenzen, sondern die sich neu ergebende Situation prägt ihren Alltag und ihre Biografie. Der individuelle Bedingungsrahmen kann dabei günstig oder weniger günstig ausfallen, wie sich gezeigt hat.

Der Begriff der Migration und des_der Migrant_in besitzt offenbar keinerlei Identifikationspotenzial. Er fokussiert Menschen über ein Ereignis, ihre Migration, das für sie aber eine biografische Nebenerscheinung ist, während sie ihre indi-

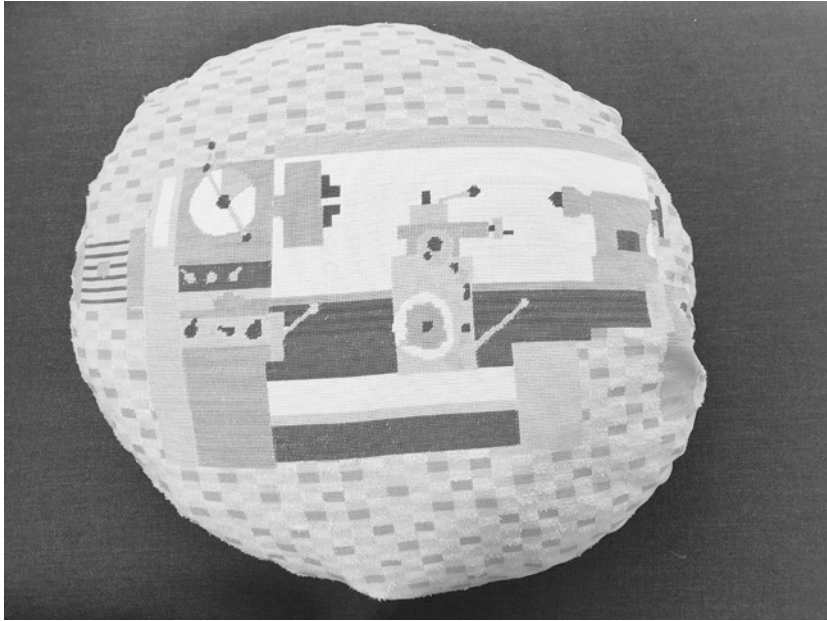
viduellen Ziele verfolgen, etwa mit dem Partner_in zusammenleben zu wollen. Der in Belgien verwendete Begriff der *Neuankömmlinge* statt dem der *Migrant_innen* entspricht eher den Selbstaussagen der Interviewten. Neu in der Stadt zu sein, ist durchaus eine erlebbare und problematisierbare Erfahrung. Als *Neuankömmling* hat man Fragen an den Ort, den Alltag, muss sich Handlungskompetenzen, Sprachfertigkeiten und eine neue Alltagsstruktur aneignen. Neu in der Stadt sind aber auch Menschen, die nicht transnational, sondern nur national mobil sind. Das Inburgeringstraject rezipiert diese Möglichkeit, indem auch belgische Staatsbürger_innen teilnehmen (können). Der Begriff des Neuankömmlings fokussiert den Moment des *Ankommens* in Brüssel. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer trifft er immer weniger zu. Auch die mit dem Neu-Sein verbundenen Umstände verlieren sich zunehmend. Schließlich sind die neuen Brüsseler_innen tatsächlich keine Neuankömmlinge mehr.

Die Darstellung und Diskussion der defizitorientierten Migrationsdebatte hat gezeigt, dass Begriffe randständige gesellschaftliche Positionen zuweisen und Machtverhältnisse reproduzieren können. Das Gegenbeispiel der Rede von den *Neuankömmlingen* und *neuen Brüsseler_innen* zeigt, dass das nicht so sein und schon gar nicht so bleiben muss. Eine Essenzialisierung von Ereignissen transnationaler Mobilität über den Begriff der Migration ist eine unzulässige Verengung mehrheimischer Lebenswelten. Eine neue, postmigrantische und emanzipatorische Herangehensweise ist erforderlich. In transtopischen Sprachräumen treten Momente der Fremdheit nicht zwischen Menschen, sondern zwischen Begriffen und ihre Sprecher_innen und Begriffe und ihr Bezeichnetes. So öffnen sich naturalisierte und inkorporierte Semantiken für Neues. Einem Native Speakerism muss gleichzeitig eine Absage erteilt werden. Das Moment der Fremdheit als reflexive Ressource ermöglicht die Öffnung bisher geschlossener Semantiken.

Brüssel liefert dazu ein Beispiel: Immer wieder wird in Brüssel thematisiert, dass die Stadt eine eigene Form von Englisch hervorgebracht habe. Es weicht stark von der Standardsprache ab und enthält Wörter, die aus anderen europäischen Sprachen in die mündliche Sprachpraxis sowie aus Veröffentlichungen der Europäischen Union in das Brüsseler Englisch übernommen wurden. Es gibt eine Veröffentlichung des European Court of Auditors, in der Wörter, die nicht entsprechend der englischen Standardsprache verwendet werden, aufgeführt und erklärt werden¹. In dieser Veröffentlichung wird auch die Legitimität dieser englischen Sprache infrage gestellt und für und wider diskutiert. Ein Argument für die Legitimität dieses Brüsseler Englisch – das im Text jedoch zurückgewiesen wird – wird »English-as-a-lingua-franca type of reasoning« genannt:

1 EUROPEAN COURT OF AUDITORS (2016): Misused English words and expressions in EU publications. https://www.eca.europa.eu/Other%20publications/EN_TERMINOLOGY_PUBLICATION/EN_TERMINOLOGY_PUBLICATION.pdf

Abbildung 17: Industriekultur im Ruhrgebiet, Stickbild »Drehbank« (Kissen 90 x 90 cm) von Stickkünstlerin Birgit Hübner



»Native speaker usage, therefore, is no longer necessarily a model that needs to be followed.« (EUROPEAN COURT OF AUDITORS 2016: 2)

Innerhalb des Brüsseler Sozialraums entsteht eine englische Sprache, die sich von den Erstsprecher_innen löst. Die Frage der Legitimität entbrennt genau an diesem Punkt. Der_die Muttersprachler_in, verstanden als jemand, der_die diese Sprache inkorporiert hat und in natürlicher Weise über sie verfügt, reproduziert einen Mythos der Natürlichkeit und inkorporierten Korrektheit. Sprachen werden als Muttersprachen entmythologisiert, wenn die muttersprachliche Verwendung nicht mehr als *der* legitime Habitus und als Ideal verstanden wird. Das Brüsseler Englisch ist niemandes Muttersprache und eignet sich nicht für naturalisierte Perspektiven auf Sprache, sondern ist gerade von Nicht-Erstsprecher_innen geprägt und von anderen europäischen Sprachen beeinflusst. Die Sprachgemeinschaft der Brüsseler_innen als Sprecher_innen dieser Englisch-Varietät ist nicht kulturell oder ethnisch bestimmt und ist auch keine Erstsprecher_innengemeinschaft.

Der_die Muttersprachler_in, der_die noch über dem Sprachniveau C2 gesehen wird² und damit als Vorbild gilt, muss in geeigneten Bildungsprozessen lernen, dass zutreffendes Sprechen über die Gesellschaft nicht vom Sprachgefühl abhängt. Damit der_die Erstsprecher_in die notwendige kognitive Dissonanz erfährt, um seine_ihre inkorporierte Sprache zu reflektieren, muss das Moment der Fremdheit durch Bildung zwischen den_die Erstsprecher_in und die inkorporierte Sprache treten. Dieses Element der Reflexion ist dem_der Zweitsprecher_in durch die Lernprozesse und die reflexive Beschäftigung mit der Sprache in Bildungsprozessen per se zugänglich. Das Erkenntnispotenzial, das sich darin verbirgt, wird jedoch erst wirksam, wenn der Zugang zu den postmigrantischen transtopischen Sprachräumen auch gesellschaftlich genutzt wird und gesellschaftlich eine Rolle spielt. Hegemoniale Deutungsmuster und signifikante Symbole, aber auch Sprachhabitus in Behörden, Bildungsinstitutionen und auf dem Arbeitsmarkt, die Hierarchisierung von Sprachen und die Abwertung von Mehrsprachigkeit, Dialekt und Akzent müssen in der postmigrantischen Gesellschaft kritisch reflektiert werden.

Das postmigrantische transtopische Sprachlabor kann das geeignete Werkzeug sein. Die hegemoniale Deutungshoheit der Erstsprecher_innen, die sich aus statisierten Privilegien ergibt, kann nicht länger Gültigkeit beanspruchen. So wie sich durch Globalisierung die Welt verändert, muss sich auch Sprache über die Lebens- und Alltagswirklichkeit wandeln. Es kann nicht lediglich darum gehen, dass sprachliche Migrantisierungen einer kritischen Aneignung, Umdeutung oder Reinterpretation unterzogen werden oder Künstler_innen einem Publikum die Absurdität von Diskursinhalten zur Des-/Integration vorführen.

Das transtopische Sprachlabor der postmigrantischen Gesellschaft unterscheidet nicht mehr zwischen Erst- und Zweitsprecher_innen, und stellt jeglichen Native Speakerism infrage. Naturalisierungen sind dysfunktional, weil sie statisierte Privilegien legitimieren, die einen gesellschaftlich nachhaltigen Umgang mit den Ressourcen der Mehrsprachigkeit und Anderssprachigkeit verhindern. Sprache dient der Interaktion und orientiert sich an den Interaktionsbedürfnissen der Gesellschaftsmitglieder. Jede Sprache ist eine Ressource. Hegemoniale Deutungsmuster und signifikante Symbolsysteme werden fragwürdig, weil sie auf der normativen Reduktion von sich lebensweltlich weiter diversifizierender Diversität basieren und deshalb zur Beschreibung der postmigrantischen Gesellschaft ungeeignet sind. Das transtopische Sprachlabor sucht nach kreativen und künstlerischen neuen Wegen, die soziale Wirklichkeit der postmigrantischen Gesellschaft auf den

2 So schreibt das BAMF zum Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen (GER): »Die Skala des GER reicht von A1 (erste Sprachversuche) bis C2 (beinahe muttersprachliches Niveau).« https://www.bamf.de/SharedDocs/Dossiers/DE/Integration/integrationskurse-im-fokus.html?cms_docId=411134

Punkt zu bringen und zu beschreiben, ohne Mehrdeutigkeiten unsichtbar zu machen. Das transtopische Sprachlabor hat eine der Empirie angemessene, nicht-diskriminierende und ambiguitätstolerante Sprache zum Ziel.

6.2 Postmigrantische Mobilität – Topologische Entfernungen, transnationales Kapital und eine neue Definition von Zentrum und Peripherie

In der postmigrantischen Gesellschaft verändern sich mit der Neukonstituierung von Räumen als Handlungsfolgen und neu entstehenden Verortungspraxen auch Entfernungen und das Verhältnis von Zentrum und Peripherie.

Entfernungen werden in der Regel in Meilen oder Kilometern angegeben. Transnational vernetzte Räume sind aber in geografischen Kategorien nicht abbildbar. Nähe und Distanz beruhen nun auf anderen Funktionsweisen. Sie sind nicht durch das Prinzip der *Entfernung*, sondern der *Erreichbarkeit* gekennzeichnet. Erreichbarkeit ist keine geografische, sondern eine topologische Kategorie, bestehend aus Punkten, die sich zu Netzen verbinden. Die Topologie beschreibt, wie viele Punkte angesteuert werden müssen, um zwei Orte miteinander zu verbinden. Jeder U-Bahn-Plan beruht auf diesem Prinzip. Er blendet die Geografie ganz aus und bildet nur noch die Linien und Bahnhöfe selbst ab (ABEND 2013: 103f.).

Die Strecken zwischen den Knotenpunkten lassen sich nicht mehr durch geografische Entfernungen sinnvoll erfassen, sondern stattdessen durch Zeitaufwand und Kosten. Staatsgrenzen können zu Mobilitätsbarrieren werden und Punkte unerreichbar werden lassen. Um die prinzipielle Offenheit der Staatsgrenzen innerhalb des Schengen-Raums auch als Mobilitätsgarantie erleben und tatsächlich an der innereuropäischen Mobilitätsinfrastruktur partizipieren zu können, muss jemand über die entsprechenden Reisedokumente verfügen, die ihm_ihr auch das Recht dazu geben. Gerade bei den Mehrheimischen zeigt sich ein Dilemma: Sie haben eine hohe transnationale Mobilität, sind aber von Mobilitätsbarrieren besonders betroffen.

Die topologische Perspektive zeigt, dass geografische Entfernungen in Bezug auf die Möglichkeiten des Reisens durch einen infrastrukturellen und rechtlichen Bedingungsrahmen überlagert werden.

Bei topologischen Mobilitätsnetzwerken zwischen bestimmten Kontinenten fällt auf, dass die topologische Entfernung zwischen zwei Punkten, etwa zwischen Europa und Afrika oder Nordamerika und Afrika nur einseitig zeit- und kostengünstig überwindbar ist, nämlich in Richtung Afrika. Umgekehrt sind rechtliche Restriktionen und finanzielle Kosten Variablen innerhalb eines Bedingungsrahmens, der in seiner Gesamtheit zur Mobilitätsbarriere wird.